

BUNTE WELT

Nr. 40

Unterhaltungsbeilage

1935

Der Generaldirektor

Porträt unserer Zeit / Von Ernst Robert

Geboren wurde er in einer kleinen Stadt, Stadt, wie es in jedem Land gibt, Paar tausend Einwohner, Marktplatz mit Rathaus und Gerichtsgebäude. Bismlich trostlose Häuser. Schlechtes Pflaster. Trübe Enge, von Klatsch und verdrängten Komplexen erfüllt. Dampfe Wunschträume hinter Scheibengardinen und Hyazinthen-Zwiebeln. Sein Vater war ein Greisler. Er vertrieb Kolonialwaren im Kleinen. Die Mutter sang ihm an der Wiege: „Neb' immer Treu und Redlichkeit“. Er lachte später oft und herzlich darüber.

Die Eltern nannten ihn Karl. Sie fanden den Namen schön abgerundet und männlich. Karl Manzow. Klang das nicht vertrauens-erweckend? Der Name nützte ihm viel. Dieser biedere, kleinstädtische Name. Sie ließen ihn die Volksschule besuchen. Der Vater meinte, das genüge auf jeden Fall. Weitere Bildung würde er dem Jungen beibringen, wenn er erst als Lehrling im Kolonialwarengeschäft tätig sei. Denn natürlich sollte Karl die kleine Quetsche mal übernehmen. „Ich werde ihm erzählen, wo der Pfeffer wächst“, sagte der Greisler mit behaglichem Lachen. „Die meisten Leute wissen das sowieso nicht.“

Karl entwickelte sich zu einem hellen Jungen. Außerdem sah er hübsch aus. Hohe, gerade Glieder, braunes Haar, blaue Augen. Der Mund voll, weichlippig. Ein Mund, wie ihn Frauen gern haben. In der Schule kam er gut vorwärts. Freunde fand er unter den Klassenkameraden nicht. Er sah mit früh erwachtem kritischem Verstand ihre Fehler und Mängel. Fühlte sich ihnen überlegen, ohne sagen zu können, weshalb. Gern las Karl Manzow. Bismlich wahllos, was ihm in die Hände fiel. Oft Männergeschichten, oft Gutes. Karl May oder Goethe. Je nachdem, was er gerade erwischen konnte. Der Vater fand ihn am Winternachmittag schlafend auf der Heringskonne. In der Hand hielt der Knabe fest ein aufgeschlagenes Buch. Manzow nahm es. Kopfschüttelnd las er: „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide.“ Der Kolonialwarenhändler hatte selten in seinem Leben gelesen. Und auf keinen Fall Gedichte. Mit dem Jungen schien etwas nicht in Ordnung zu sein. Von jenem Tag an beaufsichtigte er ihn strenger. Verbot Karl, mit „solchem Zeug“ die kostbare Zeit zu verschwenden. Nahm ihn, als die Schule beendet war, in strenge Lehre. Karl, vierzehnjährig, lernte widerwillig das Geschäft des Vaters. Im Geheimen setzte er die Mignon-Träume fort. Blöcklich starb der Greisler. Ohne krank gewesen zu sein, ohne Beschwerden geäußert zu haben. Herzschlag, sagte der Arzt. Er war ein vorwärtiger Mann. Der Witwe, die keine Neugier kannte, genügte die sachliche Feststellung. Schlimmer war jene, die sie kurz darauf machen mußte: ihr Mann hatte nämlich nichts als Schulden hinterlassen. Die Geschäfte waren in den letzten Jahren schlecht gegangen, Manzow

erwähnte es bei Lebzeiten nie. Umso bestürzender war jetzt die nachträgliche Entdeckung.

Karl hat seine Mutter: „Laß uns fort gehen von hier. Laß uns in eine große Stadt ziehen, in die Hauptstadt. Ich möchte nicht hierbleiben, ich will nicht Greisler werden wie der Vater.“ Die Mutter sah den Jungen an: „Was willst du denn werden?“ Der Knabe senkte den Kopf. „Ich weiß es nicht. Aber komm fort.“

Karl war das Einzige, was sie auf der Welt hatte. Die Witwe gab nach. Ueberstiedelte mit der letzten geretteten Habe in die Hauptstadt. Frau Manzow, nach langem Hin und Her, ließ Karl den Abendkurs einer Handelsschule besuchen. Er lernte dort Stenographie, Schreibmaschine und Buchhaltung. Das Geld dazu verdiente er sich durch allerhand Arbeiten. Lange Zeit war er Laufbursche in einer Theater-Agentur. Dann wieder half er als ungeleiteter Arbeiter auf einem Bau. Er rief Zeitungen auf den großen Boulevards aus, er verkaufte des Nachts Blumen in Amüsierlokalen und Kaffeehäusern, tobnüde lehrte er heim in das elende Loch, die finstere Proletarier-Wohnung, welche er zusammen mit seiner Mutter in einem grauen Arbeiterviertel der Stadt bewohnte.

Früh wurde Karl Manzow wissend. Er kannte mit seinem hellen Verstand das Oben und Unten, das Leben im Glanz und im Schatten. Wie anders war es dort, wo er tagsüber die Zeitungen und nachts die Blumen verkaufte. Wie anders als in jenem Stadtviertel, in dem die Mutter und er hausten. Er sah, daß es Menschen gab, die, rund und glatt, wohlgepflegte Kleider trugen. Und solche, die hohlwangig, graugelichtig, mit trübem Blick durch die Straßen schlüpfen. Er sah, daß es Menschen gab, die Erlesenes aßen und tranken, aus geschliffenen Gläsern, von zartem durchsichtigen Porzellan. Und solche, die den Abfall von der Gasse aufhoben, die Müllkästen durchstöberten nach Eßbarem und sich damit nährten. Das alles sah Karl Manzow. Doch so war die Wirkung: keine Haß gegen den ungerecht verteilten Reichtum wurde in ihm wach, sondern nur der Wunsch — herauszukommen aus dem Elend. Zu jenen zu gehören, die am goldenen Ueberfluß der Welt teilhaben durften. Alle Mittel schienen für diesen Zweck recht. Wenn sich nur etwas mit ihnen erreichen ließ.

In der überfüllten Mietkasserne lernte Karl Menschen kennen, denen es ebenfalls so schlecht ging wie der Mutter und ihm, die sich quälen mußten wie er. Durch einige, es waren junge Arbeiter, erfuhr Karl vom Sozialismus. Später, als er Fraß und weiße Binde trug wie Selbstverständliches, Champagner trank und geröstete Toasts mit Raviar aß, sagte er mitunter überheblich lächelnd: „Ja, Kinder, wir können die Leute nichts vormachen. Ich habe von der Pike auf gedient. Ich bin ein Self-made-man.“ Und schob sich behaglich die Leder-

bissen in den Mund. Er wußte es nicht — damals noch nicht, daß er kein Self-made-man war. Nur ein Lump. Ein Verräter. Erst lange nach der Zeit des Aufstieges erinnerte er sich eines Bildes seiner Jugend: die dampfe Straße mit den hohen Häusern. Sommerabend, heiß die Luft, zum Ersticken. Kein Baum, kein Strauch ringsum. In den Zimmern, die viel zu viel Menschen beherbergen, hält man es nicht aus. Und so sitzen sie auf den Steinen, vor der Tür, starren mit müden Augen, schlaff vom langen Arbeitstag, in die Dämmerung. Karl, im Kreis junger Menschen, hört aufmerksam zu, was sie da über ein Buch erzählen. Es heißt: „Das Kapital“ und ein gewisser Karl Marx hat es geschrieben. Schwer zu lesen, nicht jeder bringt es fertig, aber einer unter ihnen hat das große wissenschaftliche Werk des Sozialismus in heißem Bemühen studiert, und nun spricht er darüber. Die anderen hören ihn zu. Auch Karl kann das alles nicht gleich fassen, obwohl sich der Vortragende bemüht, klar und einfach zu reden. Nachher aber sagt sich Karl, dies alles ist gewiß gut und schön, doch wann wird es verwirklicht werden? Der Begriff „Solidarität“ bleibt ihm fremd, sie bemühen sich vergeblich, ihn Karl beizubringen, den Wunsch einzuhämmern, daß er mit ihnen emporsteigen möge und nicht aus ihnen. Sie zurücklassend in der Finsternis. Aber er hört kaum hin. Will das auch gar nicht hören.

Nun hatte er die Handelsschule beendet. Frau Manzow half Karl beim Stellungsuchen. Sie wusch in „feinen Häusern“, damit trug sie bei zum Lebensunterhalt. Auch in das Haus eines Bankiers war sie durch Empfehlung gekommen. Man zog sie hinzu an großen Waschtagen. Frau Manzow schüttelte dem Mädchen ihr Herz aus, diese erzählte es der Köchin, die gab es an die Jose und jene wiederum an die Hausfrau. Und da es der Frau des Bankiers gerade an einem Gesprächsstoff mangelte, fragte sie beim Abendessen den Gatten, ob er nicht einen aufgeweckten Jungen in seinem Bankgeschäft unterbringen könne. Es war in der Zeit nach dem Krieg, Zeit der Börsenhäufte, Konjunktur für Spekulanten, Waghalsige, Nichtstuer, Bluffer und Geriffene. Die Geschäfte gingen gut im Taumel der Inflationsgewinne. Der Herr Bankier fühlte sich gestimmt, den Menschenfreund und Gönner zu spielen. So kam Karl Manzow zu seiner ersten Stellung.

Vergessen waren die Mignon-Träume. Karl wußte jetzt, daß man nicht träumen durfte. Nicht in einer Welt, die so aussah. Und er stürzte sich hell, wach, bewußt nüchtern und kalten Herzens in das neue Leben. Vorher gab es nur monotone Arbeit. In einem großen Raum sah er zusammen mit vielen anderen, in der Buchhaltung und verrichtete Phantasieloses. Das Geld gab sich leicht aus damals. Die meisten kauften sofort für schnell entwertetes Pa-

vier Dinge, die sie im Augenblick erfreuten. Eintags-Genüsse. Nicht so Karl. Es gelang ihm, sich mit einem Börsenvertreter anzufreunden. Ein geliebter Junge, der die richtige Nase für gute Tips hatte. Der Buchhalter Karl Manzow hungerte sich den Bissen vom Mund ab, um mit dem Erbrügten spekulieren zu können. Sein einziger Anzug wurde immer wieder von Frau Manzow geflickt, der Glanz stets von neuem mit Salmiakgeist ausgebürstet. Wer ahnte in dem bleichen, jungen Mann, der übermäßig morgens ins Büro schlief — denn zwischen Abend und Tag lernte Karl sehr noch Sprachen, englisch und spanisch — einen, der Napoleon werden wollte? Napoleon auf den internationalen Schlachtfeldern der Börse?

Als die Inflation zu Ende war, stand es mit dem Bankgeschäft, in dem Karl Manzow Buchhalter war, recht wacklig. Man hatte in Berlin spekuliert, die sich plötzlich als wertlos erwiesen. Unternehmen, die nur auf den kleinen gelben Zetteln für Börsen-Notizen standen und in Wahrheit längst zerplatzt waren. Seitenblasen-Gründungen . . . Anders Karl Manzow. Er besaß Aktien, beständig wie gutes Gold. Aktien von Chemie-Trübs, Kanonen-Königen, Giftgas-Fabriken, Bergwerken, die Kohle und Metalle förderten. Solide Aktien, ruhender Pol in der Werte Flucht. So trat Karl Manzow vor seinen Chef. Erbot sich, ihm zu helfen. Forderte Teilhaberschaft. Der Bankier riß die Augen auf. Machte den Versuch eines ironischen Lächelns. Der junge Mann ließ sich nicht einschüchtern. Entwidelte phrasenlos und kühl seinen Plan. Mit dem Bankgeschäft allein war nichts mehr zu machen. Das Beste wäre es, sich mit einem anderen guten Unternehmen zu vereinigen. Gewissermassen so, daß eins das andere nährte. Sich wechselseitig erhielt. Da war die „Fabrik für elektrische Unternehmungen“. Es ging ihr schlecht. Man wußte das. Aber er, Manzow, hatte sich bereits im geheimen informiert. Eine Kapitals-Investition lohnte sich. Gute Maschinen, gute Ingenieure, gute Arbeiter. (Einige von ihnen wohnten in Karl Manzows Haus.) Der Elektrizität gehörte die Zukunft. Zu Wasser und zu Lande. Sie würde der Menschheit immer unentbehrlicher werden. Manzow hatte Einsicht genommen in Pläne und Erfindungen der Fabrik-Ingenieure. Es war Geniales darunter. Epochemachendes, Weltumspannendes, Hinreichendes. Die „Fabrik für elektrische Unternehmungen“ sanieren hieß: selbst Karriere, aus dem mittleren Bankgeschäft ein Welthaus machen. Der Bankier, ein alter, gerissener Hund, hörte aufmerksam zu, was der blasse, übermäßig aussehende junge Mann erzählte. Spürte, daß hier kein Phantast redete. Glaubte ihm. Und alles geschah so, wie Karl Manzow es vorgeschlagen hatte.

Längst wohnte Manzow nicht mehr in jenem Vorstadt-Haus. Im Stadtviertel der reichen Bürger war er jetzt heimisch, und Frau Manzow konnte es noch immer nicht fassen. Das Glück des Sobnes schien ihr unheimlich. Schien nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Doch Karl Manzow hatte Erfolg. Es blühte auf dem Schutthaufen der zertrümmerten und längst vergessenen Inflationsbauten die „Fabrik für elektrische Unternehmungen“. Und damit das Bankhaus. Aus den Gewinnen der Fabrik zog die Bankfirma ihren Nutzen. Und umgekehrt. Die eine spekulierte auf dem Weltmarkt, die andere benutzte das neuinzustromende Kapital für Modernisierungen und Verbesserungen im Betrieb. Wahre Wunderwerke von elektrischen Geräten aller Art produzierte die „Fabrik für elektrische Unternehmungen“. Daneben forgte

sie für die wirkungsvollste Lichtreklame der Stadt. Des Abends glühten die Straßen von einem Widerschein. Die Hausfrauen bevorzugten Staubsauger, Toaster, Bügeleisen, Kochtöpfe, Wasch- und Wringmaschinen, die die Marke „Fell“ trugen. „Fell“ war der Triumph des Tages, und jedes Kind wußte, daß Herr dieses Unternehmens und sein wirklicher Leiter allein der Generaldirektor Manzow war. Er wurde der Abgott seiner Zeit, der Inbegriff ihrer Glücksmöglichkeit. Ein „Manzow“ sein, davon träumten die Jungen auf den Schulbänken. Denn so war sein Einfluß gewachsen, daß er längst über eigen Geschaffenes hinaus die elektrische Industrie der ganzen Welt kontrollierte. Aktien überall besaß, mitzureden hatte, ein König der Wirtschaft. Den Vormarschstrebenden wurde er als Beispiel hingestellt, verherrlicht in ihm die Macht und Stärke des Individuums, der privaten Initiative, Sinnbild war er des „Mannes aus dem Volke, der sich aus eigener Kraft emporgearbeitet hat.“ Bei jedem Geburtstag, bei jedem Jubiläum brachten die bürgerlichen Zeitungen sein Bild, seinen Lebenslauf, erzählten, wie Manzow, der große Manzow, als Laufbursche begonnen, wie er nicht den Verführungen der „roten Deger“ unterlegen, sondern stets bestrebt gewesen sei, durch „Fleiß und Ehrlichkeit“ hochzukommen.

Der Generaldirektor Manzow las das gern. Doch lächelte er dabei und dachte an die berechnenden Spekulationen, mit denen in Wahrheit seine Karriere angefangen hatte. Was dann kam: auch Fleiß, gewiß, viel Fleiß. Aber daneben: Rücksichtslosigkeit und Egoismus. Gegen Angestellte, Arbeiter und Erfinder. Er hatte die Arbeitskraft, die Eingebung, er hatte den Körper und den Geist unzähliger ausgenutzt und mißbraucht, um zu werden, was er geworden war. Davon stand nichts in den Zeitungen. Von seiner zähen Spekulation auf die Schwäche anderer. Ganz gleich, wer diese anderen waren: Konkurrenten, Mitarbeiter oder Angestellte des eigenen Betriebes. Und er — Manzow — kannte die Schwächen der Menschen gut. Jener, die oben und jener, die unten lebten. Freude machte es ihm, sie nach seinem Willen zu lenken. Wie Marionetten.

Was gab es sonst noch im Leben des Generaldirektors? Frauen — seine Zeit für sie war knapp bemessen. Er bevorzugte solche, die man bezahlt, und die daher keine Unbequemlichkeiten bereiten. Auch heiratete Manzow, wurde Schwiegerjohn eines Mannes, reich und angesehen wie er. Zeugte Kinder. Liebte gutes Essen und Trinken. Trieb ein bißchen Sport, reiste dann und wann auf sehr luxuriöse Art. fand das Schicksal gut und gerecht. fand es —

bis die Krise kam. Bis — plötzlich verringerten sich die Absatzmärkte. Plötzlich ließ die Kaufkraft der Massen nach. Rationalisierung, Lohnabbau, harte Maßnahmen gegen alles, was arbeitete, nützte nichts. Die Staaten schlossen sich ab gegen den Import, produzierten selbst, was sie brauchten. Hausfrauen bewunderten wohl noch immer die hochwertigen Qualitäts-erzeugnisse mit der geschliffenen Fabrikmarke „Fell“, doch sie kauften nichts mehr. Sie hätten es gern getan, nur — das Geld dazu fehlte. Neugegründete Werke der „Fell“ mußten stillgelegt werden, es kam zu Massenentlassungen, zu wilden und geregelten Streiks. Kaufaufträge wurden plötzlich zurückgezogen, die Arbeit für Jahre gebracht hätten. Die Krise fraß. Fraß immer weiter um sich. Bedrohlich sah sie der Generaldirektor Karl Manzow auf sich zukommen. Nun fand er das Schicksal nicht mehr gut und gerecht. Jetzt haderte er mit ihm wie Hiob mit seinem Gott. Grübelte in schlaflosen Nächten, was getan werden könne, setzte alle Hoffnung auf die eigene Kraft. Wie im Anfang. Doch trügerisch war diese Hoffnung. Und es erkannte der Generaldirektor in einer Nacht, erkannte es mit Schrecken: nicht die eigene Kraft hatte ihn emporgetragen, sondern Zeit und Umstände, wirtschaftliche Verhältnisse und weltpolitische Begebenheiten waren seine Mithelfer gewesen. Jetzt, da sich alles verändert hatte, Wirtschaft, Zeit und Politik, nützte keine persönliche Initiative mehr, kein machtvolleres Streben, kein noch so kühner Wille.

Die Erkenntnis schuf in ihm nicht Klarheit, sondern stiftete Verwirrung. Manzow wurde unsicher, hilflos, hörte plötzlich auf die Ratsschläge anderer, tat Falsches, Schlechtes, versank in Trübsamem und Sinnlosem, wurde Objekt Bösemeinender, von der Konkurrenz Bestochener, fort war der helle Blick. Es ging bergab. Und endete im Trüben, im Gemeinen. Angeklagt des Betruges und der Unterschlagung stand die einstige Größe der Nachkriegskonjunktur, der Abgott aller Verteidiger des kapitalistischen Systems, stand der ehemalige Generaldirektor Karl Manzow vor Gericht. Es verurteilte ihn zu vier Jahren Gefängnis. Die Welt ging bald über den Fall hinweg. Jeden Tag geschah Schreckliches. Die Serie Manzow war nur eine von vielen grausamen Geschehnissen. Kürzlich meldeten die Zeitungen: der frühere Generaldirektor des zusammengebrochenen Elektrizitäts-Konzerns „Fell“, Karl Manzow, führe sich im Gefängnis so gut, daß man ihn dort mit der Leitung der Buchhaltung betraut habe. Erst bei dieser Gelegenheit erinnerten sich die Menschen wieder seiner. Um ihn gleich darauf von neuem und diesmal endgültig zu vergessen.

Ein Film wird synchronisiert

Wir alle haben schon ausländische Filme in der Originalfassung gesehen und können uns also ungefähr eine Vorstellung machen, wie dem Spielleiter zumute ist, wenn er den frisch aus dem Ausland eingeführten Film zum ersten Male vor sich abrollen sieht. — Nahezu dreitausend Meter Bildstreifen, die unbekümmert um den, der da draußen sitzt und Einzelheiten abfangen möchte, in unauffälligem Tempo vorbeiziehen, sind zunächst einmal gar nicht zu übersehen. Denn sie bilden ein in sich abgeschlossenes Ganzes, das man nur dann in bearbeitungsfähige Einzelheiten seiner Zusammensetzung auflösen kann, wenn man ihn mit dem Segiermesser oder in diesem Falle mit der beim

Film so wichtigen Schere zuleibe geht und in kleine Stücke aufteilt.

In diese Stücke, für die die Technik die amerikanische Bezeichnung „Take“ übernommen hat, erfährt das Gesamtfilmwerk seine — man möchte fast sagen: mikroskopische Bearbeitung.

Nachdem also der ausländische Film in hundertfünfzig bis zweihundert „Takes“ zerschnitten wurde, ist der nächste in der langen Reihe der Arbeitsgänge nunmehr der, daß sich der Spielleiter mit seinem Dolmetscher-Autor daran macht, die einzelnen „Takes“ des in seiner Gesamübersetzung bereits geschlossen vorliegenden übersehten Manuskript nochmals einer sorgfältigen Überprüfung und Vergleich-

Rätsel

Buchstabenrätsel

Schelle, Verkauf, Eifer, Weitung, Barre, Scheuer, Aller, Warnung, Minne, Tergine, Vorgang, Spiz, Schritt, Hafer.

In jedem dieser Wörter ist der M i t t e l b u c h s t a b e gegen einen anderen ausgetauscht, wodurch neue Wörter entstehen. Die neuen Mittelbuchstaben nennen eine bekannte Gestalt aus den Werken von Karl May.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)



zung zu unterwerfen, wobei es nicht so sehr auf eine wortwörtliche Uebersetzung ankommt, als vielmehr darauf, daß sich die Mundstellung des ausländischen Darstellers bei den sichtbar werden Labialen und Vokalen mit dem deckt, was der Nachsprecher in der Uebersetzung zu sagen hat.

Mit anderen Worten, daß nicht nur die Länge des auf der Leinwand gesprochenen Satzes, sondern auch die im Bild augenfällig hervortretenden Vokale und Lippenlaute mit der zu schaffenden Uebersetzung übereinstimmen und die Illusion hervorrufen, als ob der Darsteller auf der Leinwand in der Sprache der jeweiligen „Synchronisation“ spräche.

Daß bei diesem „Checken“ — um abermals eine fachliche Bezeichnung zu gebrauchen, wenn es unvermeidlich ist, die Wichtigkeit der Lippenstellung des ausländischen Schauspielers auf Kosten eines treffenden und seinem Sinne nach erschöpfenden Ausdrucks, in den Hintergrund treten muß, scheint völlig berechtigt, obwohl sonst grundsätzlich nach Möglichkeit am Original festgehalten wird.

Bei diesem „Checken“ sowohl als auch bei sämtlichen nachfolgenden Proben mit den Sprechern ist ständig ein „Cutter“ zugegen, der alles Gesprochene auf seine unbedingte „Synchrone“ Verwendbarkeit hin überwacht.

Das alles hört sich, so zusammengestellt, sehr leicht und einfach an, aber in Wirklichkeit ist es Kleinarbeit, die neben genauer Sachkenntnis sorgfältigste Vertiefung in den Stoff erfordert.

Sehr ernst genommen wird naturgemäß auch der Rhythmus des zu Sprechenden Satzes; denn nicht selten unterstreicht der Darsteller auf der Leinwand ein und das andere Wort mit einer Kopf- oder Handbewegung, die dann ebenfalls bereits bei der Herstellung des neuen Manuskriptes ganz genau einkalkuliert werden muß.

Zu diesem Zweck sind in die Reden des synchronisierenden Sprechers schon gleich kürzere oder längere Pausenzeichen eingeschrieben, damit er sich diese bereits beim Studium der betreffenden Rolle von Anfang an mit einprägt.

Mit das so neue Filmmanuskript nach mühevoller Vorarbeit endlich zur Verwendbarkeit herangeführt, so beginnt die Auswahl der für die einzelnen Rollen in Frage kommenden Darsteller.

Auch hier steht dem Spielleiter seine Erfahrung zur Seite und läßt ihn meist schon die richtige Besetzung aus der Namenliste herausfinden. Denn der künstlerische Charakter eines Darstellers muß dem Charakter der Rolle — genau wie auf dem Theater — im wesentlichen entsprechen. Daß bei dieser Besetzung der Schwerpunkt auf die stimmliche Eignung gelegt wird, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Neben der Manuskriptherstellung läuft eine, bis in alle Einzelheiten festgelegte Aufstellung, aus der ersichtlich wird, wieviele „Takes“ jeder

Darsteller zu sprechen hat und wie lange Zeit er beschäftigt werden muß.

Diese Zeit der Tätigkeit des einzelnen wird genau errechnet und wirtschaftlich zweckmäßig auf bestimmte Tage zusammengelegt, so daß das Fundament des nachzuschaffenden Films nunmehr klar umrissen und arbeitsfertig dasteht.

Dann beginnen die Proben.

In dem kleinen Vorführraum versammeln sich die für den betreffenden Tag eingeteilten Darsteller und probieren unermüdet immer und immer wieder ihre Rollen.

Und bis die Uebereinstimmung klappt, läuft ununterbrochen immer wieder das gleiche kurze Stückchen Film. Zuerst geschieht dies mit normalem Ton, damit der Nachsprecher Rede und Tonfall seines ausländischen Kollegen noch einmal hören kann. Dann aber wird der Ton mehr und mehr abgedämpft, bis er schließlich ganz fortbleibt und das tonlose Bild nur noch von der, schon fast „synchrone“ Rede des Darstellers begleitet ist.

Wenn so der ganze Film „tate“ weise durchprobiert ist, kommt er endlich ins Atelier und vors Mikrophon, um nunmehr „Tate“ für „Tate“ aufgenommen zu werden.

Das Bild im Atelier ist nicht viel anders als das im Vorführraum, und der Unterschied besteht einzig darin, daß nicht mehr in die Gegend, sondern in das Mikrophon gesprochen wird, in dem alle etwa noch bestehenden Mängel scharf hörbar werden.

Erneutes, mehrfaches probeweises Durchsprechen geht der endgültigen Aufnahme voraus, und es wird schließlich — um ganz sicher zu gehen — ein jeder „Tate“ drei- bis viermal aufgenommen.

Wenn auf diese Weise das ganze Filmwerk Stück für Stück durchgearbeitet ist, scheiden die Darsteller aus, und es beginnt mit dem nächsten Arbeitsgang für den Spielleiter die an sich wohl wichtigste Tätigkeit.

Die einzelnen Aufnahmen werden „ausgemustert“ und einer genauen fachverständigen Prüfung unterworfen, wobei es dann vorkommen kann, daß die Rede eines „Tate“ aus drei verschiedenen Aufnahmen zusammengesetzt werden muß, um sie vollendet „synchrone“ zu machen.

Das heißt, die Rede wird aus Einzelteilen der ersten, zweiten und dritten Aufnahme ganz neu zusammengesetzt werden.

Der nunmehr vollendete Tonstreifen wird mit der Originalmusik, dem Original-Geräuschstreifen und dem unverändert gebliebenen Bild auf viel gleichmäßig anlaufenden Maschinen wieder zusammen aufgenommen und zu einer neuen Einheit verjämolt; und dann — endlich! — ist der synchronisierte Film fertig.

S. W.



Wissen Sie schon?

Daß in London für Schönheitskuren der verschiedensten Art jährlich rund 65 Millionen Pfund Sterling ausgegeben werden?

Daß es in Colorado in Amerika einen Berg gibt, dessen höchster Gipfel alljährlich um etwa drei Meter sinkt, im übrigen jedoch seine spitze Form beibehält?

Daß das im Tabak enthaltene Nikotin seinen Namen dem Manne verdankt, der als erster die Tabakpflanze in Frankreich einführte: Jean Nicot?

Daß nach der Statistik von allen 20jährigen Mädchen zwei Drittel heiraten, während von den 30jährigen nur noch ein Drittel einen Mann bekommt?

Der blamierte Athlet



Die Sonnenschiffe des Königs

Bei den Ausgrabungsarbeiten an der Chephren-Pyramide, die unter Leitung von Prof. Selim Hassan von der Ägyptischen Universität in Kairo stehen, ist soeben eine sehr wichtige Entdeckung gemacht worden, die bemerkenswerte Aufschlüsse über das Kulteiben im alten Ägypten vermittelt. Nach der Aufräumung der Schutt- und Steinmassen, die den Eintritt zu der Pyramide versperrten, ist man auf ein zweites der sogenannten heiligen Schiffe gestossen, die im Sinne der damals herrschenden Religion in der Nähe der Königsgräber gebaut wurden. Man glaubte, daß der König nach seinem Tode in den Sonnengott Re einging und hatte die Vorstellung, daß er im Jenseits mit allen seinen Ehren und mit allen Gegenständen, die ihn auf der Erde umgeben hatten, sein Dasein fortführen würde. Deshalb wurden ihm auch Schmuckstücke und Figuren, die seine Sklaven und Höflinge darstellen, mit ins Grab gegeben. Es bestand der Glaube, daß der König mit der Sonne in dem Boot am Firmament vorbeiziehe und daß er nachts in einem anderen Boot von Osten nach Westen um die Erde fahre. Das „Tagboot“ und das „Nachtboot“ wurden in den Felsen eingehauen, und zwar so, daß das Tagboot aller Augen sichtbar war, während das Nachtboot an einem verborgenen Platz aus dem Stein herausgehauen wurde.

Eine ungefähr zehn Meter lange Treppe führt in eine rechtwinklige Höhle, die eine Länge von zweiunddreißig Meter und eine Höhe von rund sechs Meter hat. Die Seiten sind so geformt, daß sie den Bordwänden eines Schiffes ähneln und in der Mitte ist eine Verbreiterung anscheinend zu dem Zwecke durchgeführt, um Raum für die Ruderer oder für eine Kabine des Königs zu schaffen, in der er während seiner Sonnensahrt Unterkunft finden könnte. Zum Bug hin sind Stufen in den Stein gehauen, mit denen der Eingang zum vorderen Teil eines Schiffes nachgeahmt worden ist. Das ganze ist mit Steinplatten in der Weise bedeckt, wie man früher die Rufen von Frachtschiffen abschloß.

Großstadt von Abend zum Morgen

Eine Ballade von Katja

Aufflammt das Licht —

Signale schießen
gelb, grün und rot die Boulevards entlang,
vieltausendfarbige Kerzen ziehen
Ihr Strahlenbündel auf den Schienenstrang;
bis es sich in dem spiegelblanken Asphalt bricht.

Die Straße rauscht —

es schlendern Menschenmassen,
manch einer landet irgendwo in dem Buffett;
sie wälzen sich durch schmalen Strom der Gassen,
ein anderer geht lieber ins Café.
Selten, daß jemand still der inneren Stimme
lauscht.

Autos gleiten vorbei,

Riechende bliden starr.
Sie fahren in die dunkle Nacht,
was heute ist, was gestern war,
und ob das Morgen wird vollbracht,
dies scheint ihnen einerlei.

Musik klingt über den großen Platz,
eine Geige weint im Abendwind,
er trägt die süße Melodie . . .

„Zu Hause hungern Weib und Kind,
weit draussen an der Peripherie“ —
„Aufdringlicher Kerl, schnell weiter, Schatz“.

Das Kino lodt:

Ich bin die letzte Illusion!
Was West erregt Sie bis aufs Blut,
die Handlung spricht dem Leben Hohn, was
macht das schon?

Sie wollen doch das happy-end, das Ende gut,
das Alles gut —

Polizeiwachmeister: „Besilen Sie sich, damit
der Verkehr nicht stockt“.

„Kommi, Liebling, kommi mit,
ich habe eine Haut wie Seide,
in meiner Kammer zeig ich sie dir nackt,
sie nennen mich ein Mädchen für die Freude.
Ob du im Arbeitsanzug bist, ob du befracht,
das ist mir gleich. Wenn du nur zahlst — sonst
geh ich dir'n Kritt!“

„Kaufen Sie Rosen und Narzissen,
Stück für Stück bloß eine Krone“.
Hier ruft die Bar „Mitsou“!
„Ob sich die Tugend lohne?
Ach, Kind, wozu!“

Arbeitslojer: „Herr, meine Schuhe sind zer-
rissen“.

Auf einer Bank im Park:

„Ich schwör dir ewige Treue,
und du wirst lachen — vielleicht hält ich sie,
frag doch nicht immerfort aufs Neue“ —
„Ich sah dich aber gestern mit Marie
von nebenan“ — „Pah, das war nicht so arg“.

„Du bist gefündigt?

Was soll aus uns werden —
Gottgott, erbarme dich in unsrer Not“ —
„Es gibt nun mal kein Paradies auf Erden,
bis jetzt noch nicht. Im übrigen, du hast die
Lippen viel zu rot“.
Mädchen von der Heilsarmee: „Und alle habt
ihr euch an ihm veründigt!“

„Razzia! Polizei! Gib acht!

Versteck das Morphium und das Kokain“ —
„Der kleine Blonde wollt doch heut 'ne
Spritze“ —
„Er sitzt schon hide in der Tinte drin,
gesagt hat es mir der Bomaden-Frise“ —
Und über alle Qual senkt sich die Nacht.

Leer fahren Straßenbahnen,
müde Passagiere verbergen hinter hohler Hand
ein Gähnen,
am Tagistand warren Chauffeure auf die letzten
Gäste,
die sich nach Schlaf und weichen Betten sehnen,
die von der Liebe heimsehnen und vom Feste.
Ein Herr: „Was der verdient hat, könn' Sie
nich mal ahnen“.

Das Licht erlischt.

Und ein Lokal schließt nach dem andern;
auch der Prolet im Frack hat endlich Muß.
Man sieht ihn graugesichtig durch die Straßen
wandern,
der Wohnung einer Mietskaserne zu.
Minutenlang ist alles Leben fortgewischt . . .

Bis sich am Horizont die Dämmerung hebt,
Lumpensammler aus ihren Höhlen kriechen,
der Milchmann auf den Kutschbock sich
schwingt,
bei Vorlädel kann man schon frischgemahlten
Kaffee riechen.

Ein erster Radiolaut die Luft durchflingt . . .
Und Morgenröte zarter Glanz am Himmel
schwebt.

Beruhigend. Diesmal bitte ich Sie insän-
dig, vorsichtiger als lehthin zu schießen. Damals
haben Sie auf den Hasen gezielt, aber mich
haben Sie getroffen.“ — Sonntagsjäger:
„Sei'n Sie beruhigt, diesmal werde ich auf Sie
zielen und den Hasen treffen.“

Königlicher Entscheid. Die Magdeburger
waren mit ihrem Superintendenten unzufrieden,
und beschuldigten ihn, daß er nicht an die Auf-
erhebung glaube. Deshalb müsse er vom Amt
entfernt werden. Die Klage wurde Friedrich
dem Großen zur Entscheidung vorgelegt. Der
König verfügte: „Bleib im Amt. Will er am
jüngsten Tag nicht auferstehen, so soll er liegen
bleiben.“

Pancignung. „Kann dich dein Prinzipal gut
leiden?“ — „Sehr gut fogar! Ich sage dir,
wenn ich morgens nicht Punkt acht Uhr da bin,
wird er direkt ungehalten!“

Mit der Zeit . . . „Es freut mich sehr, daß
Sie das möblierte Zimmer bei mir mieten
wollen. Nur der Ordnung halber möchte ich
Sie aber darauf aufmerksam machen, daß hier
im Hause eine Musikschule ist. Das stört aber
wirklich gar nicht, daran gewöhnt man sich bald,
und Sie werden sehen, in vier Wochen hören
Sie das gar nicht mehr.“ — „Na, schön, dann
werde ich eben in vier Wochen einziehen.“

Schach-Ecke

Gelotet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22,
Post Modlan bei Teplitz-Schbau.

SCHACHAUFGABE Nr. 251.

Von W. Kalina, Kiew,
(Int. Problemturnier „Volk und Zeit“ 1926.)

Schwarz: Kd3, Dg7, Tg5, Sb1, Bb2, c2, e2, e7,
f6, g6, (10)



Weiß: Ka5, Df3, Td3, Lb3, g3, Sa2, d5. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach
Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser
Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 248: Dc8—b7!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Ge-
nossen ein: Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tet-
schen; Brodtkorb Josef, Jägerndorf; Dinnebler
Emil, Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Wal-
ter Ludwig u. Robek Franz, Kwitkau; Hyna
Josef u. Hyna Franz, Hostomitz; Trlitsch Gustav,
Wisterschan; Tepper Franz, Karlsbad; Hahl Er-
win, Nestersitz; Ulbert Rudolf, Prosditz.

PARTIE Nr. 88.

Unregelmäßig.

Gespielt in Wien 1926 beim Länderkampf.

Weiß: Kutscha, Oesterreich. Schwarz: Otto, Deutschland.

1. e2—e4 d7—d8
Für Schwarz schwer zu behandeln, kommt
deshalb wenig in der Praxis vor.

2. d2—d4 g7—g6

3. Sb1—c3 Lf8—g7

4. Lc1—e3 e7—e5

Zu früh; besser war vorerst z. B. Sd7 oder Sf6.

5. d4×e5 Lg7×e5

6. Dd1—d2 Weiß könnte jetzt schon
durch einfachen Abtausch Ld4 in Vorteil kom-
men, da sich der Zug g6 dann als schwach en-
weist.

6. Dd3—f6?

7. Sc3—d5 Df6—d8

8. 0—0—0 Sg8—e7

9. f2—f4 Le5—g7

10. Sg1—f3 Sb8—e6

11. Lf1—e2 Lc8—d7

Abtausch auf d5 mit Zeitgewinn, wenn die
Dame wiedernimmt, war geboten. Nimmt der
Bauer, ist das reine Bauernzentrum gesprengt;
allerdings muß dann Schwarz den Abtausch sei-
nes Königsbauers zulassen.

12. h2—h4! h7—h5

13. Sf3—g5 f7—f6

Auch jetzt war der Abtausch auf d5 besse-
re.

14. Dd3—c3 Ke8—f8

Eine Verrechnung; mit 0—0, Lc4, Kh3 hätte
sich Schwarz noch ganz gut verteidigt.

15. Sd5×f6! Se7—g3

16. Sf6—h7+ Th8×h7

17. Sg5×h7+ Kf8—f7

18. Lf1—c4+ aufgegeben.

Anmerkungen von Jan Kotrč, Wien.

Heiteres

Stimmt. Der Besitzer eines kleinen Scho-
ladruckgeschäfts wollte es verkaufen, weil es so
schlecht ging, daß er nur noch einige Kinder zu
Kunden hatte. Als er einen Käufer gefunden
hatte und der ihn fragte, ob das Geschäft ren-
tabel sei, entgegnete er: „Ich kann Ihnen auf
Ehrenwort versichern, daß mein Kundenkreis
ständig wächst.“

Versehrte Maßnahme. Ein Gast hängt in
einem öffentlichen Lokal seinen Mantel auf,
woran ein Bettel steht: „Vorsicht, gehört einem
ansteckend Kranken!“ Als er später seinen
Mantel anziehen will, findet er an seiner Statt
einen Bettel: „Der Mantel ist zur Desinfektion
abgeliefert!“